



Jürgen Blin contra Cassius Clay alias Muhammad Ali: «Alles zusammenschlagen! Verprügeln! Hau ihm in die Wiese! Knall ihn in die Umlaufbahn!»

Gib ihm den Gong!

Ali, der grosse Ali, sagte die 5. Runde an | Von Stefan Sadkowski

Das Trainingscamp war im Limmathaus.

In grauer Schwitzweste und weisser Hose taucht Muhammad Ali aus dem Vorhang und tanzt schattenboxend über die Bretter. 800 Zuschauer bejubeln den Champ. In der Saalmitte ist der Ring 150 cm ab Boden aufgebaut, zu den Ausgängen ist aufgestuhl, auf der Bühne hängen Sandsäcke und Birne; Trainer Angelo Dundee hält ein Springseil.

Ali steht mit dem Rücken zum Publikum vor seinen Masseur Sal Hassan, den man nicht sieht. Bis zu den Eingangstüren klatschen Alis langsame Ohrfeigen — wie das Sal nur aushält. Ali schlägt in die eigenen Hände. Ali schaut zurück, kehrt sich und wiederholt im Zeitlupennachmittag den Einfall, den er durch Verlangsamung der Schlagbewegungen verlängert. Alonzo Johnson und Dave Atkins sind seine Sparringpartner, sie wickeln Bandagen um die Handknochen.

An den Tischen um den Ring sitzen und stehen Typen aus der Jahrhundertwende, als man in gestreiften Anzügen in die Opera ging, die ewige Blondine mitnahm, als man gegen den Chromschwamm, als man unter dem Motto «Wir unterwesten die Rothäute» ins Grün galoppierte oder Sommernächte am Fenster verschleift.

Die weissen Zuschauer am Camp pfeifen und schreien aus christlichen Mäulern, ihr Ali soll alles! alles! zusammenschlagen, gib ihm den Gong! endlich alles! verprügeln, hau ihm in die

Wiese! knall ihn in die Umlaufbahn! im Esszimmer Stühle raus!

Wenn man Ali beobachtet, könnte man den Eindruck bekommen, dass er Kämpfe verlieren statt gewinnen will, dass er Schläge nimmt, statt solche zu geben. Dann würde ihm der Kopf für irgendeine stabile Währung eingeschlagen, die Brutalisierung des mit dem Finanzkapital verstrickten Sportes würde sichtbar. Würde das die Boxerei revolutionieren?

Alis Vorbereitungen sind dem Gegner angepasst. Er spielt Trainingsmethoden, hüpf und tanzt ein 10-Unzen-Ballett, sparrt zweimal drei Runden, geht zum Mikrofon, packt den Speaker und fragt:

Auf wessen Seite bist du?
Auf deiner, Muhammad!
Sag mir jetzt, auf wessen Seite du bist!

Auf deiner natürlich, Ali!
Bist du für mich oder für Blin?
Bestimmt für dich, usw.

Alis Absicht, durch Wiederholung einer Frage diese zu verzerrern, damit sie in allen Varianten beantwortet werden könnte.

Tänzer eines Balletts aus dem «steueros dahintreibenden Erdteil Afrika» (Genet) begrüsst Muhammad Ali als Schwestern und Brüder. Ali ist ein schwarzer Neger, der für seine Rasse einsteht und ihre Probleme der Welt formuliert. White Negros, weisse Neger, lassen sich von Weissen engagieren, ihre dunklen Brüder in den Gettos zu beruhigen. Sie verschleiern oder verharmlosen deren soziales Los. Ali macht

das Gegenteil. Er spricht an Versammlungen und gibt durch sein Auftreten den Schwarzen ihr Selbstbewusstsein zurück: black is beauty. Der Afro-Look, Symbol schwarzer politischer Schönheit, hat sich bei weissen Frauen, die ihre Haare entsprechend präparieren, durchgesetzt. Alis ideologische Haltung ist der Grund, warum er seinen Weltmeistertitel an Joe Frazier verlor. Die weisse Vorherrschaft wurde zugunsten des weissen Negers angemeldet.

Die Presse brachte Muhammad Ali sowie die Veranstalter Jaggi und Heutschi in folgende Zusammenhänge:

Man rechnet ihnen zum vornherein ein Defizit aus, Sportlich fragwürdig... Show... Ali ist bedrückt, missmutig... Halbclown... Ist ihm wohl in dieser Rolle? ... Pleite... Millionen-Schrecken... Verluste... Halbwelt... Grossmaul... mit Pfunden der Trägheit am Leib... todmüder Champ... Trainer Dundee ist sauer... Ali tingelt durch die Welt und lässt es klingen... Wenn Jürgen den «Grössten» erwischt... Wird er mit dem Zürcher Hallenstadionboden Bekanntschaft machen?

Pressechef Widmer ist Redaktor beim «Blick». Was hat ihn verhindert, Pressebulletins herauszugeben? Wieso vernachlässigte er den Pressedienst? Was hatte er für eine Sport-Informationspolitik? Der «schöne Mario» wusste nichts. Wusste gar nichts.

Wussten die Sportjournalisten nicht, dass die Fernsehrechte nach den USA nicht verkauft werden konnten, weil am Stephanstag im religiösen Amerika der Christbaum in den Stuben steht, die

wollen nix Boxen, jedenfalls keinen Kriegsdienstverweigerer Cassius Clay («Cassius ist mein Sklavennamen») sehen. Platze ihnen der Hut wegen des Projekts?

Hans Ruedi Jaggi, der den Champ geholt hat, brachte die Rolling Stones und Jimmy Hendrix nach Zürich. Er managte die Sauterelles. Trägt aus Londons Boutique «Granny Takes a Trip» ein Jacket mit aufgestickten Kolibri, hat sich dort eine rote Haarsträhne einfärben lassen. Er findet seine Brillanten und seinen Rolls-Royce lächerlich.

Komplexe?
Weiss nicht.

Jaggi hat eine Motocrossrenngruppe, knallt mit einer Greaves 250 cm durch Kiesgruben, ihm gehört das Restaurant. Revolution. Er lebt einfach und sparsam.

Bist du reich? fragte ihn Muhammad. Ja, ich muss dich bezahlen, Ali. Ali gab Sportjournalisten eine Chance. Sie erfanden ein Feindbild und sahen in ihm einen Fremdarbeiter, dessen natürliche Funktion ist, sich ausbeuten zu lassen. Sie blähten einen Ali-Kult auf und bauten ihre Nummer.

Bei Jaggi fingen sie mit der Körpergrösse an, dann kriminalisierten sie ihn mit grossen, für ihn zu grossen Summen, obwohl bekannt war, dass Ronald Zanotelli aus Frick und Berndt Grohe aus der Bundesrepublik das Unternehmen finanzierten. Man legte den Organisatoren Jaggi und Heutschi alles Erdenkliche in den Weg, erschwerte ihnen ihre Arbeit, sie wurden auch

erpresst. Als der Schweizerische Boxverband sein Geld bekommen hatte, wünschte Präsident Blaser viel Glück: «Sie tun etwas für den Boxsport...»

Am Abend des Hauptkampfes wurde bei den Amateuren, Rahmen- und ersten Profikämpfen mit tierischem Ernst unter der Parole «Du oder ich» geboxt. Schön! Schön! brüllte jemand.

Sind die Aggressionen, die man loswird, schön, oder ist es die Aesthetik der Schläge? Die Exekution? Der Volltreffer? Etwa 7000 Zuschauer waren gekommen. Sie teilten fiktive Sachen aus.

Man nahm die Sache ernst. Trockenes Blut und aufgerissene Augenbrauen, Schrumpfbuur und des Müllers Lust am Sitzplatz, Wolken und Pause.

Arthur «Dynamit» Mac Foster zerstörte Giuseppe «Bepi» Ros, Zweiklassenunterschied zuungunsten von Europa. Jürgen Blin stand mit verschränkten Armen beim Erklängen der deutschen Nationalhymne. Mäni Weber stand wie geschnitten, Handflächen seitlich an den Hosenbeinen, als der Schweizerpsalm ertönte.

Ali und Blin enthemmten die Schweizer, das Stadion blähte sich vor Begeisterung. Ab der 4. Runde tanzte Muhammad im künstlichen Licht. Alis Linke schlug alle drei Sekunden ein, der Spielernst hatte begonnen. Jürgen Blin suchte den Niederschlag, weil er keine Idee hatte. Er stürzte sich in Ali, auf den Lucky Punch hoffend. In der 7. Runde brach Blin zusammen.

Als die amerikanische Landeshymne gespielt wurde, schaute Ali zum Himmel hinunter.

Der Selbstmord eines Forschers

Arthur Koestler untersucht den «Fall» der Geburtshelferkröte

In diesem Jahr hat Arthur Koestler den bedeutendsten Ausschnitt aus seiner Selbstbiographie als deren zweiten Band deutsch vorgelegt (bei Molden), wobei die Erinnerungen an das französische Internierungslager Le Vernet dreissig Jahre nach der englischen Veröffentlichung erstmals deutsch zu lesen sind. Zugleich hat Koestler in London ein neues Buch publiziert, das neben seinen anderen Vorzügen als der spannendste Kriminalroman des Jahres bezeichnet werden darf, eine Nonfiction-Story, in deren Darstellung sich die Recherchierfreude eines erstangigen Reporters und die Erzählkunst eines Romanciers glücklich verbunden haben. «Der Fall der Geburtshelferkröte» — «The case of the Midwife Toad» (Hutchinson) ist die Geschichte eines eigenartigen hochbegabten Mannes im Wien der Genies: Kraus, Loos, Mahler, Kokoschka — eines Mannes, der übrigens mit Kokoschka und Mahler zu den Erwählten

der Alma Mahler gehörte, was seine Prominenz bestätigt, und der auch mit der Tänzerin Grete Wiesenthal und anderen berühmten schönen Frauen verbunden war: Paul Kammerer.

Dieser Zoologe, der sich 46jährig, am 23. September 1926, auf einem Bergpfad erschoss, war erst Komponist gewesen, wurde zu einem international angesehenen Forscher und war insbesondere ein einzigartig geduldiger Experimentator, der die Fortpflanzung unter veränderten Umweltverhältnissen von Salamandern, Kröten und Seescheiden (Siona) durch etliche Generationen erreichte. Die Versuche setzten ein so einzigartiges Geschick voraus, dass sie von anderen Forschern nicht wiederholt werden konnten. Die Veränderung in den Flecken der Nachkommen von Salamandern in anderer Umwelt, das Wachsen der «Stiele» der Siona und vor allem das Sich-Abzeichnen von Brunftwarzen bei Geburtshelferkröten, die sich

in seinem Laboratorium statt auf dem Lande im Wasser paarten — es sind Warzen, die das Männchen braucht, um sich im Wasser lange genug an den Rücken des Weibchens zu heften, und die man bei anderen Spezies kennt —, solche Versuche liessen sich im lamarkistischen Sinn deuten, als erbliche Uebertragung erworbener Fähigkeiten. Also als etwas, das die Genetiker mit der höchst unrühmlichen Ausnahme von Stalins Günstling Lysenko schon damals verworfen haben und was nach den Entdeckungen der Molekularbiologie (Crick, Watson, Monod) heute noch strenger verworfen wird, weil die genetische Uebertragung als strikte Einbahnstrasse gilt.

Kammerer wollte aus der Entwicklung der Brunftwarzen keine weitgehenden Schlüsse ziehen, wurde aber von englischen Genetikern wie Bateson und Noble heftig angegriffen. Bateson würgerte sich sogar, das von Kammerer

nach London gebrachte Exemplar anzusehen. Hingegen sah Noble später in Wien das letzte Exemplar der Reihe; es war durch Injektion einer Tinte deutlich manipuliert. Die Aufdeckung dieser Manipulation scheint Kammerer, der damals ein biologisches Institut für Moskau aufbaute, zum Selbstmord getrieben zu haben, doch mag die Weigerung einer Freundin, ihm nach Russland zu folgen, mitgespielt haben. Koestler, der in jener Zeit in Wien studiert hat, evoziert meisterlich die Atmosphäre dieser Stadt, in den Jahren des Ruins, der Inflation und des politischen Hasses.

Hat Kammerer selber manipuliert — so plump, wie es bei einem begnadeten Experimentator nicht vorstellbar ist und auch zu nichts passt, was von seinem Charakter bekannt ist; hat ein Mitarbeiter ihm einen Bändendienst erwiesen, oder umgekehrt, ihn aus politischen oder persönlichen Gründen vernichten wollen? Koestler vermag es nicht zu entscheiden, obgleich er alle Ueberlebenden und Dokumente befragt hat. Immerhin hatte auch der Mönch Mendel — Koestler erinnert daran — die Ergebnisse seiner Bohnenzucht ein wenig im Sinn seiner Theorie manipuliert und gilt dennoch bis heute mit Recht als Vater der Genetik. Auch zeigt Koestler, wie die Antipathie unter Wis-

senschaftlern zu Kampfmethoden führte, die mit objektiver Wahrheitssuche wenig zu schaffen haben. War nun Paul Kammerer ein Pionier, ein Phantast oder ein Fälscher? Es bleibt bestehen, dass Kammerers Experimente zu seiner Zeit von keinem Forscher wiederholt wurden und dass es heute leichter wäre, die gleichen Versuche erneut anzustellen. Was immer ihr Ausgang, sie würden nicht ausreichen, um die neuen Erkenntnisse der Molekularbiologie zu erschüttern, obgleich der «Neo-Darwinismus» — Zufall der Mutation plus Notwendigkeit der Selektion — als einzige Erklärung für die Entwicklung der Arten nie ganz befriedigt hat.

Im Grunde war Kammerer kein Theoretiker, der sich auf eine Erklärung kapriziert hatte, er war ein genialer Experimentator, der merkwürdige Beobachtungen gemacht hatte, von denen die Zeugnisse wie auch die photographische Evidenz nicht bagatellisiert werden können. Inzwischen lebt Paul Kammerer wenigstens fort als der Mann der Eidechsen. Einmal als der Entdecker der nach ihm benannten Spezies «*Lacerta fiumana kammereri*» und zum zweiten, weil er seiner Tochter, die heute noch lebt, den Namen der von ihm so geliebten Reptilienart gegeben hat. Sie heisst *Lacerta*. François Bondy